

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	42 (1938-1939)
Heft:	17
 Artikel:	Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee
Autor:	Eschmann, Ernst
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-670294

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schwager und meiner Schwester. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht." — „In welches?" drängte ich in furchtbarer Angst. „Sie ist nicht mehr dort," fuhr Rungholt fort. „Warten Sie — es ist neun Tage her!" — „Ist sie gestorben?" unterbrach ich ihn von Angst gemartert. Er schüttelte den Kopf. „Nein! Als meine Schwester sie besuchen wollte, war sie schon in die Heimat abgereist. Heimweh! Das war die Krankheit. Nicht alle ertragen die Fremde. Jemand ein Mann, ein Verwandter, hat sie vor nun drei Tagen geholt!"

Durch die große norddeutsche Ruhe Rungholts bebte die tiefe, verhaltene Teilnahme. Ich war keines Wortes mächtig, dumpf und stumpf hörte ich, was er sprach, zuletzt tönte mir sein Wort nur noch sinn- und seelenlos ins Ohr. Ich spürte noch den kalten Schweiß auf der Stirn, daß mich die Kraft verließ, und wie mich Rungholt mit starkem Arm zu halten begann.

Als ich wieder zu Sinnen kam, lag ich selber, ein Schwerkranker, im Spital.

(Fortsetzung folgt.)

Schmetterling.

Flügelt ein kleiner blauer Falter, vom Wind geweht,
Ein perlmuterner Schauer Glitzert, flimmert, vergeht.

So im Augenblicksblinken,
So im Vorüberwehn,
Sah ich das Glück mir winken,
Glitzern, flimmern, vergehn.

Hermann Hesse.

Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee.

Von Ernst Eschmann.

P a s u b i o — B e n e d i g .

Die schönsten Reiseerlebnisse sind immer die unvorhergesehenen. Meine Pläne arbeite ich nie bis in alle Einzelheiten aus, sondern lasse mir stets mancherlei Türlein offen. Wie der Maler die Dimensionen seines Bildes in Umrissen bestimmt, den Aufbau der Gruppen festlegt und auch die Tönungen andeutet, so denke ich mir die wesentlichen Punkte einer Reise aus. Größtmögliche Beweglichkeit innerhalb des Hauptrahmens verspricht den reichsten Gewinn der Fahrt. Wetter, persönliche Bekanntschaften, die ich unterwegs mache, Zufälligkeiten aller Art, entscheiden dann, wenn der Stein im Rollen ist, die Ausgestaltung der Tage. So lebe ich von heute auf morgen, und manchmal weiß der Morgen noch nicht, was der Nachmittag bringt.

So überrumpelte mich an einem Abend der Concierge meines Hotels in Riva: „Ich suche noch einen Herrn für eine Fahrt nach Venedig. Es wäre ein Privatwagen. Am Abend sind Sie wieder zurück!"

Ich schüttelte den Kopf. Alles kommt mir zu unglaublich vor. Und sonst auch: ich bin nicht Freund solcher Blitzfahrten. Venedig in ein paar Stunden! Ein Verbrechen!

Ich sehe hundert Bilder vor mir: den Canal Grande, die dunkeln Gondeln, wie sie lautlos durch die Kanäle huschen, die herrlichen Palazzi, die gewölbten Brücken von Ufer zu Ufer, den

Dogenpalast, den Markusplatz, das Leben am Lido. Reiseerinnerungen, die plötzlich wieder lebendig werden. Was waren das für kostliche Osterferien gewesen! Und nun spürte ich auf einmal wieder, wie die alte Sehnsucht mich zog und drängte: noch einmal Venedig! Und bald!

Ich spazierte am See. Die Frage ließ mich nicht los. Je mehr ich sie mir durch den Kopf gehen ließ, um so weniger fremd, weniger ungeheuerlich kam sie mir vor. So schnell eine Auffrischung vertrauter Bilder, eine neue Route, gemütliche Gesellschaft und ein Wagen, mit dem man überall anhalten konnte! Es — ließ — sich — überlegen —!

Da war mein Entschluß gefaßt: Ich meldete mich an. Morgen früh, wenn das Wetter uns günstig war, wollten wir los. Gleich nach fünf Uhr. Ich schlief unruhig. Fast jede Stunde sprang ich ans Fenster. Sterne! Der See lag still. Die Wolken, die nachts noch trügerisch ausgesehen hatten, waren fort.

So war ich schon gestiefelt, und gespornt, als der Portier klopfte. Um halb sechs Uhr fuhren wir los, ein deutscher Bankdirektor mit seiner Frau und als willkommener Reisebegleiter und nicht bestellter Führer ein junger Reisemarschall des Bureaus C. I. T.

Wie herrlich, so in den jungen, frischen Morgen hineinzufliegen! Die Straßen sind leer. Menschen laufen zur Arbeit. Frauen tragen schwere



Die Gogli rossi, vom Sacello-Ossario des Pasubio aus.

Lasten. Körbe haben sie an einem Joch über die Achsel gehängt. Sie streben einem Markte zu. Es gilt, ein kärglich Brot zu verdienen.

Da liegt der See schon zu unsren Füßen. Hoch über Torbole eilen wir dahin. Dort unten das Felsmassiv der Rocchetta, Arco, die Burg, und Berge, ringsum Berge, ein See, der Loppiosee, Wiesen, Felder, Reben, Oliven. Am Morgen ist man noch frisch und unverbraucht. Man schaut und schaut und läßt sich nichts entgehen. Und immer mehr freue ich mich, daß mein Entschluß gestern so schnell gefaßt war. Denn ich ahne gleich: ich bekomme Dinge zu sehen, die ich sonst nie kennen gelernt hätte. Ich nähre mich Venedig auf einem ganz neuen Weg. Es gilt eine abwechslungsreiche Bergfahrt, durch Täler und Schluchten und wieder hinauf in wilde Einsamkeiten, durch Wälder und vergessene Dörflein und Dörfer. Und abends wird die Strecke wieder anders sein, durch Städte, durch Ebenen. Wir machen eine Rundreise. So rund 400 Kilometer alles in allem.

Ich habe den Bädeker vor mir und studiere die Karte. Ortschaften wechseln wie Blätter in

einem Buch. Bekannte Namen sind darunter. Mori, Rovereto. Und ich merke: das ist die Route nach Bozen, dem Brenner zu. Und richtig, da begleitet uns auch der Schienenstrang. Aber kein Bähnchen fährt mehr. Gras wächst zwischen den Schwellen. Große Autos haben den Verkehr übernommen. Das ist die moderne Zeit. Wirtschaftliche Erwägungen werfen alte Traditionen über Bord.

Es wäre wohl reizvoll, der Etsch stromaufwärts zu folgen. Aber unsere Richtung ist Osten, durch gebirgisches Land wieder in die Ebene zu stoßen. Auch der Wanderer läme hier auf seine Rechnung. Für Abwechslung ist gesorgt. Flüßläufe und Bäche schaffen Täler und liebliche Motive. Und nun nähert sich uns gar eine wuchtige Schneekette, die Landschaft nimmt Hochgebirgscharakter an. Felsen und Abstürze, eine kühne, wilde, maleitische Welt! Wir rücken an sie heran. Und mächtiger entfaltet sie sich, großartiger. Den Schweizer muten solche Panoramen vertraut an. Als ob ich einem unserer bekannten Bergpässe entgegenfahren würde, etwa dem Juiliier, will es mir scheinen, und das beständige

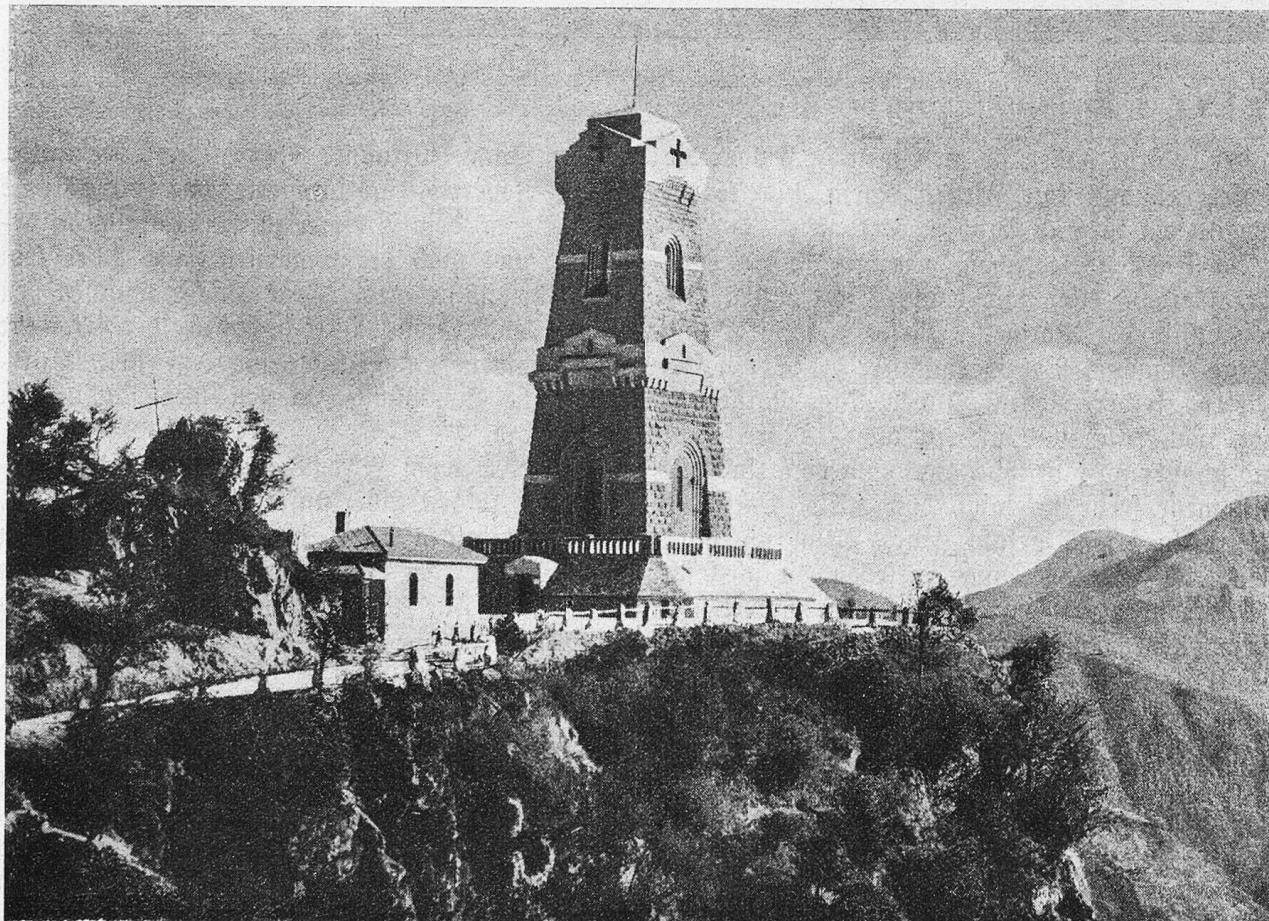
Auf und Ab, der ewig veränderte, so kurzweilige Bau dieser alpinen Region stempelt unsere Tour zu einem Erlebnis. Der blaue Himmel erhöht es, und die Gewissheit, daß er uns den ganzen Tag treu bleiben werde.

Die Paszhöhe ist erreicht. Berge türmen sich gewaltig auf, steile Hänge fallen nieder, ein Massiv von unerhörter Wucht beherrscht die Weite. Zuoberst kleben noch Flecken Schnees. Auf einem schmäleren Weg rücken wir einem hohen, aus Stein errichteten Turm entgegen. An einen Platz ist er hingestellt, von dem aus man einen packenden Rundblick genießt, hinein in eine kühne, trostige Welt von Felsen und hinunter ins Tiefland, dem Meere zu, dem wir heute noch aus nächster Nähe Grüßgott sagen werden.

Aber was will der Turm? Er scheint nicht ein gewöhnlicher Aussichtsturm zu sein.

Da höre ich, und die Erklärung erschüttert: das ist ein Beinhaus, in dem die Schädel und Knochen von über 11 000 Soldaten untergebracht sind, die hier im Gebirgskrieg in den Jahren 1915 bis 1918 nach heroischen Strapazen den

Tod gefunden haben. Und dort, das unwirtliche Gewände und Gefelse ist das tragische Kampfgebiet des Pasubio mit dem Palongipfel, 2235 Meter über Meer. Es galt für die Italiener, alles daran zu wenden, daß die Österreicher die Bergbefestigung nicht an sich rissen und so freien Pas bekamen nach der Vicentiner Ebene. Wir stehen auf historischem Boden. Über und in den Kuppen, die heute so friedlich daliegen, herrschte einmal fieberhaftes Leben. Straßen wurden gezogen, Felsen gesprengt, Tunnels wurden gebaut und an die fünfzig Kilometer Schützengräben errichtet. Über die gefährlichsten Saumpfade kletterten die Maultiere mit Proviant, indes zum Kriege der Menschen alle Naturkräfte sich austobten, im Winter in rasenden Stürmen um die Flanken pfiffen und in Lawinen zu Tale stoben. Schwebebahnen waren in Bewegung, Kanonen donnerten, und in dieses Brausen der Elemente hinein knatterten die Maschinengewehre. Auch in der Nacht gab es keine Ruhe. Ununterbrochen waren die Bohrmaschinen in Tätigkeit, wenn es galt, einen Fels zu untergraben. In langen



Der Hügel Bellavista mit dem Sacello-Ossario des Pasubio.



Benedig. Piazza dei Signori. Basilica Palladiana.

Eisenröhrenleitungen wurde die Preßluft von 1000 Meter Höhe auf 2000 Meter gejagt. Und bis für die Mannschaft genügend Wasser herbeigeschafft war! Leitungen von 60 Kilometer Länge waren erstellt worden, elektrische Pumpen schafften es aus der Tiefe heraus.

Die grauenvollsten Verheerungen aber richtete der Minenkrieg an. Keine der europäischen Fronten hatte um jene Zeit furchtbarere Abenteuer bestanden. „Neunmal flog der Berg in die Luft samt allen seinen Verteidigern. Fünfmal war es das Werk der Österreicher und viermal der Italiener.“ Am 13. März 1918 explodierte die letzte österreichische Mine, die mächtigste, die im ganzen Weltkrieg abgefeuert worden war. 53 000 Kilo explosiver Stoffe hatte sie enthalten und die Spitze der italienischen Bergbefestigung umgelegt. 487 Mann der Brigade Piceno wurden durch die Felsmassen begraben. Es ist nicht auszudenken, wieviel Jammer und Elend hier oben um Rettung schrien, wie manches Schicksal eines blühenden Menschen an diesen Hängen des Unheils sich erfüllte.

Nun liegen sie friedlich vereint, Freund und Feind, alle Grade vom einfachen Soldaten bis hinauf zum General, stolze Alpini wie tosklühne österreichische Kaiserjäger.

Wie ein mächtiger Drohsinger erhebt sich der Turm über die alpinen Zonen und hinunter in die Täler. Ein ganzes Heer bekannter und unbekannter Krieger ist hier zur Ruhe gekommen. Durch die Ausschnitte der Gemächer, die im Innern des Turmes sich den Gängen entlangziehen, starren die Schädel der Gefallenen. Wenn sie noch reden könnten, was würden sie den Tausenden sagen, die an Festtagen zu Gedenkfeiern hierherkommen, zu ihren Frauen, zu ihren Brüdern und Schwestern, zu ihren Kindern? Es würde ein mächtiger Warnruf sein an die Welt, sich zu vertragen, lieber auf die vergänglichen Güter dieser Erde zu verzichten, als einen Sieg zu erzechten, der solche Ströme Blutes gekostet, solche Berge von Ungemach aufwirft.

In den Tageszeitungen hat man damals den Namen des Pasubio oft gelesen. Aber was sind Namen und Hiobsbotschaften aus einer Welt, die man nie geschaut hat! Jetzt hat mir dieser Name Bedeutung und Inhalt bekommen. Grauen flößt er mir ein, der unheimliche Pasubio, selber ein Denkmal des Schreckens und des Todes!

Wie Befreiung von einem schweren Alpdruck empfand ich's, als wir dem Beinhaus den Rücken wandten und talwärts fuhren. Noch lange schaute es uns von oben nach. Dann aber entschwand es

unsren Blicken, und freundlichere Fluren nahmen wieder Besitz von uns. In vielen Kehren wurden wir talwärts geführt. Die guten Kulturen verrieten, daß wir die Ebene bald gewonnen hatten. Und Dörfer durchquerten wir, eins nach dem andern. Einmal war auch ein Städtchen dabei: Schio. Aber wir hatten keine Zeit zu verweilen. Ich entsinne mich eines schönen Bildes, das uns der Talweg geschenkt hatte. Eine ländliche Prozession zog vorbei, Geistliche voran mit dem Allerheiligsten, dann Frauen, Männer und Kinder. Zwischen Wiesen und Ackern schritten sie feierlich einher. Baten sie um Regen? Vielleicht! Die Maulbeerbäume brauchten wohl noch mehr Feuchtigkeit.

Vicenza! Ganze Scharen von Gymnasiasten mit Büchern unter den Armen unterhielten sich auf dem Wege zur Schule. Ich schaute auf die Uhr. Der Zeiger wies auf acht. Erst acht! Und wie viel hatten wir heut schon gesehen und erlebt! Es war Erquickung, ein paar Schritte zu gehen und ein zweites Frühstück einzunehmen. Dann ein Gang durch ein paar Straßen. Vicenza ist die Stadt des großen Renaissance-Baumeisters Andrea Palladio. In der Tat: die Basilica Palladiana an der Piazza dei Signori ist ein Bauwerk von fesselnder Schönheit. Die zweigeschossige Bogenhalle wird getragen von dorischen und ionischen Säulen. Die Gliederung des herrlichen Baues trägt festlichen Charakter. Aber wir haben nicht Zeit genug, kunsthistorischen Denkmälern nachzugehen. Unser Führer drängt. Die kurze halbe Stunde soll genügen, uns zu verlassen, ein andermal dieser venezianischen Provinzstadt mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Wir streben ja dem Kräftezentrum zu, das just für Vicenza von so großer Bedeutung gewesen war.

Da hatte uns die Ebene wieder aufgenommen. Sie ist gut bevölkert. Padua wird nicht fern sein.

Dem Schweizer fallen die vielen Reklametafeln längs der Straßen auf. Für was für Dinge da nicht geworben wird, in Riesenbuchstaben wie in überdimensionierten Zeichnungen und Gegenständen aller Art! Das raubt diesen Überlandwegen jegliche Stimmung. Wer auf Reisen just dem ewigen Kampfe der Interessen entrinnen möchte, wird unaufhörlich in die Welt der Zahlen und Bilanzen zurückgeführt. Da lob ich mir angesichts einer solchen übereifrigen kaufmännischen Aufdringlichkeit die Grundsätze und Ziele unseres Heimatschutzes. Er hat es fertig gebracht, unsere Straßen, Waldränder und Ufer, unsere Bäche und Hügel zu befreien von diesem

Reklameunwesen, das jeden schönen Winkel am Wege verschandelt.

Häuser rücken zusammen. Eine Kolonie meldet sich an. Eine großzügige Friedhofsanlage. Und Eisenbahnen donnern daher mit ihrem Qualme.

Padua! Ich weiß, eigentlich sollte der Fremde auch hier seine Visitenkarte abgeben. Aber unser Führer gibt Gas und saust in gutem Tempo durch die Heimat des heiligen Antonius. Rheumatiker besteigen das Bähnchen nach Albano und hoffen viel von einer wohlgegangenen Fangokur. Mögen sie Glück haben!

Etwas anderes fängt an, mir die Ruhe zu rauben: Venetig ist nicht mehr weit. Noch Mestre, dann leuchten die Wasser der Adria, und der lange Damm führt mich heran bis zu den Schiffen des Canal Grande.

Es ist immer von besonderem Reiz zu verfolgen, wie eine Stadt sich vorbereitet. Und gar Venetig! Es lockt. Es spannt die Erwartungen aufs höchste. Doch nur Geduld! Es gilt, noch eine kräftige Probe zu bestehen. Hier beginnt die Autostraße. Man muß seinen Obolus entrichten. Dafür ist jegliches andere Fuhrwerk verboten. Kein Esel, kein Rößlein, kein Velofahrer und kein Fußgänger. Seine Majestät das Auto beherrscht das Feld. Die Straße muß auf dem Tisch eines Geometers ausgeheckt worden sein. Er nahm ein Lineal und zog eine schnurgerade Linie. In der Wirklichkeit waren es 24 Kilometer, ziemlich genau die Strecke von Zürich nach Baden. Um keinen Millimeter weicht sie nach links oder rechts ab. Für einen Schweizer, der an Kurven und Kehren aufgewachsen ist und dessen Heimat aus Hügeln und Bergen, kurzweiligen Flussläufen, aus Seelein und Seen, krummen Weglein und zickzackigen Pfaden durch Felder und Wälder besteht, wirkt so eine Straßenflucht wie ein neues Weltwunder. Anfänglich nimmt man es hin als etwas Ungewöhnliches; dann fängt man an, etwas unwillig zu werden, und schließlich ist man vom brennenden Wunsche erfüllt, diese furchtbare Gerade möchte endlich ein Ende haben. Eine kleine Bodenerhebung läßt vermuten, daß man bald wieder in die natürliche Bahn einlenkt. Aber weit gefehlt! Vor die erreichte Hügelwelle legt sich eine neue Ewigkeit, noch einmal eine Wegstunde und noch eine. Doppelt gilt es auf der Hut zu sein, dem Wagen nicht freien Lauf zu lassen. Die geringste Unaufmerksamkeit könnte den Fahrer in größte Gefahr bringen. Denn unablässig sausen von der Gegenseite Fahrzeuge aller Art heran, knallende Last-



Vicenza. S. Michele-Brücke.

wagen und knatternde Zweirädermotoren. Mit einem schrillen Schrei markieren sie die Kreuzung und pfeilen davon. Um Ziele fragt man sich: sind es wirklich nicht mehr gewesen als 24 Kilometer? Noch länger ist uns die Strecke vorgekommen.

Benedig gleicht dann diese ungewöhnlichen Eindrücke wieder aus. Benedig mit seinen Kanälen, mit seinen Wasserwegen um alle Quartiere und Hausecken, mit seinem Labyrinth von Gäßchen und Brücklein und Treppen, die Stadt, in der man jegliche Richtung verliert und Osten und Westen verschwimmen.

Gleich fletschten wir über den Damm von Mestre. Die blaue Adria war erreicht. Kleine und größere Schiffe tummelten sich im Wasser. Vor uns kündete sich das Meer der Häuser an. Neben uns dröhnten Eisenbahnzüge an uns vorbei. Wir standen vor dem mit Spannung erwarteten Ereignis: Ankunft in Benedig. Offen gestanden: sie mutet recht prosaisch an. Wir machen Halt vor dem Riesengebäude der einzigen Garage, die Benedig besitzt. Für 1000 Wagen bietet sie Raum.

Im Innern winden sich verwirrende Schlangenpfade empor. Wagen an Wagen, Wagen über Wagen wird parkiert, und im Freien bietet sich noch ein Platz, der dem kurzen Aufenthalter Gelegenheit gibt, sein Auto hier zu parkieren.

Ist man in Benedig? Ist das Benedig? Wer zum ersten Mal hier aussteigt, glaubt es kaum. Doch nur wenige Schritte hat er zu gehen, und er steht an der großen, weltbekannten Ader des Verkehrs, die ins Herz der Stadt hineinführt, nach dem Markusplatz.

Es ging auf halb elf. Um halb fünf Uhr wollten wir wieder die Rückfahrt antreten. Sechs Stunden in Benedig! Es galt, die Zeit zu nutzen.

Mir war es unverhoffte Gelegenheit, Bilder aufleben zu lassen, die vor Jahren in mir einen Sturm der Begeisterung entfacht hatten. Und siehe da, die blühende Erinnerung täuschte mich nicht. Ich fand alles wieder, nur noch schöner, noch großartiger. Ein Wunder! Heute morgen war ich noch in Riva gewesen. Und jetzt lasse ich mich schaukeln auf den Fluten des Canal Grande. Er ist es wieder; sie sind es wieder, die so herr-

lich gegliederten Fassaden der alten Palazzi, die ziervollen Tore und Türen, vom Wasser bespült, die farbigen Pfosten, die Treppenstufen, die ernsten, schwarzen Gondeln mit ihren charakteristischen Spitzen, die Kuppeln, die Kirchen. Hier gotische Bogen, dort griechische Säulen!

Von allen Dächern, aus allen Hallen guckt und ruft die geschäftige Vergangenheit.

Große Tage, große Jahrhunderte hat Venedig gesehen. Einst machte es Weltgeschichte. Der Markuslöwe setzte seine schweren Tazzen aufs Festland. Die Dogen entrollten ihre Fahnen und eroberten manche Stadt. Vor dem siegreichen Dandolo beugte sich zu Anfang des 13. Jahrhunderts Konstantinopel. Die Inseln Griechenlands und Kleinasiens fürchteten sich vor den venezianischen Galeeren. Gefährliche Rivalen wie Genua wurden zu Wasser überwunden. Der Handel blühte. Das letzte Flecklein wurde ausgebaut. Eine Inselstadt schoß aus dem seichten Boden. Kaufleute zogen herbei und erwarben sich große Reichtümer. Eine ritterliche Aristokratie führte ein strenges Regiment. Veneziens Name zündete hell in der Welt. Am hellsten um die Wende des 15. Jahrhunderts. Die Künste hatten eine gute Heimat.

Dann begann die Sonne Venedigs zu sinken. Kolumbus entdeckte Amerika. Neue Seewege nach Indien wiesen dem Welthandel eine andere Richtung. Die Türken rührten sich im Osten. Veneziens Besitz im Morgenlande wurde bedroht. Österreich, Spanien und Frankreich machten der Seestadt wertvolles Festland streitig. Die festesten Stützpunkte bröckelten ab. 1797 brach der stolze Bau zusammen. Mit der Selbständigkeit der großen Seerepublik war's vorbei. Erst unter österreichischer Oberhoheit, dann mit dem Königreich Italien vereinigt, hoffte Venedig auf neuen Glanz.

Ungeschmälert bleibt ihm der Ruf als einzigartige Stadt der Lagunen, der Künste, der Kirchen und Museen mit den Werken eines Tizian, Paolo Veronese, eines Bellini, den Komödien eines Goldoni. Und im Sommer, wenn die heißen Tage drücken, übt der Lido seine Zaubergewalt aus. Und zu Tausenden strömen Vertreter aller Nationen an den unvergleichlichen Strand.

Unser erster Besuch, als wir das Schiff verlassen, galt dem Markusplatz. Von allen großen und feierlichen Plätzen, die ich auf meinen Auslandsfahrten schon betreten habe, gebe ich ohne Zögern diesem den Preis. Die Architektur hat das Wort. Der Dogenpalast mit seiner doppel-

ten gotischen Säulenreihe, unten fest, oben leichter, darüber der massive, schlicht ornamentierte Marmoraufbau, dahinter die Markuskirche im byzantinischen Stil, fünf Kuppeln mit Türmchen und Spitzen, der festliche Vorbau mit dem säulenreichen Haupteingang, auf dem die vier Bronzerosse aus Konstantinopel aufgestellt sind, und der Goldglanz, wenn die Sonne über der Stadt steht, an den beiden Längsseiten die Paläste der Prokurazien, der neu erstandene Campanile, all dies schließt sich zu einem Eindruck zusammen, dessen monumental er Adel jeden Besucher überwältigt. Dieser Platz ist Zeugnis einer Zeit, die Venedig auf dem Höhepunkt seiner Weltmacht gesehen hat.

Ein paarmal machten wir die Runde und schauten den Fremden zu, wie sie die Tauben fütterten. Wir warteten den Zwölfschlag ab, der vom Uhrturm kommt, und die mittägliche Salbe, die das Heer der Tauben auffeucht und in die Lüfte flattern lässt. Das ist eine lustige, charakteristische Szene, die zu Venedig gehört wie die Gondolieri, die schwarzen Spitzen der Frauen und die Verkäufer von Karten und Andenken aller Art.

Dann ging's ins Hotel. Es tat wohl, etwas Ruhe zu haben. Wie unendlich viel war heute schon auf uns eingestürmt! Und es war noch nicht Abend. Das wurde ein Tag, der dreifach, ja vierfach zählte.

Wir setzten uns in ein Gärtchen mit etwas Grün. Ein Gärtchen in Venedig! Eine Rarität! Dann kamen die einheimischen Gerichte. Ich liebe die italienische Küche, so eine rechte Pasta asciutta und den Käse darüber gestreut.

Nachher ging's durch lustige Gäßlein die kreuz und quer. Volk flutet hin und zurück. Man drängt, man schiebt sich. Elegante Kaufläden locken mit versucherischen Auslagen. Der Venezianer weiß sich zu kleiden. Auf Hüte und Schuhe legt er mehr Gewicht als wir. Mit tausenderlei Luxus weiß er sich zu umgeben. Daneben schaut uns die Armut an aus den Augen einer erbarmungswürdigen Mutter. Wie in allen Großstädten gehen auch hier Glück und Elend Seite an Seite.

Den Nachmittag hatten wir aussersehen für eine Spazierfahrt an den Lido. Das bewegte Leben auf dem Wasser ist ein Schauspiel für sich: Gondeln, kleine Dampfboote, Schlepper, Auswandererdampfer, Kriegsschiffe. Die einen ruhen aus von einer großen Fahrt, die andern rüsten sich just, das pfeift, das hornt, hier geht's nach Amerika, dort nach der dalmatinischen Küste.



Benedig. Kirche Sta.-Maria della Salute.

Immer mehr bleibt die Stadt mit ihren Türmen im Hintergrund. Um Handumdrehen ist das farbige Uferband des Lido erreicht. Die Badesaison ist noch nicht angebrochen. Aber fremdes Volk tummelt sich schon genug durch die Straßen. Auf dem Weg nach den Strandetablissementen tönt es von allen Weltsprachen. Auch waschechtes Berndeutsch ist darunter. Handwerker sind an der Arbeit, in den Hallen die letzten Vorbereitungen zu treffen. Ein frischer Wind kommt übers Meer her. Mit den Tüchern auf den Tischen spielt er wie mit Fahnen. Man bekommt nie genug, von einem geschützten Winkel aus den weißschäumenden Wogen zuzuschauen, wie sie ans Ufer schlagen und zurückrauschen ins Unendliche. Immer neue, immer andere kommen und verschwinden. So geht es auch mit uns, mit allen, ein jedes schwimmt im gewaltigen Rhythmus der Völker mit, Wellen sind wir, werden groß und zerschellen bald am Strande des rätselvollen Lebens. Man sinnt und staunt und möchte die Geheimnisse der wirkenden Kräfte erlauschen. Dabei zerrinnt die Zeit wie der Sand im Wasser.

Wir müssen aufbrechen. Schade, wie schade! Aber wir hegen noch einen Plan, der vor der Rückfahrt ausgeführt werden soll. Wir wollen vom Markusturm aus ganz Benedig mit all sei-

nen Inseln überschauen. Ein Lift trägt uns hinauf. Es wäre zu mühsam, die 99 Meter hohe Galerie zu erklettern. Man geht oben ringsum, immer wieder, und weiß nicht, wo man länger verweilen soll.

Eine Enttäuschung bleibt uns nicht erspart. Jeder Besucher zählt darauf, in das verwirrende Bild der Kanäle zu sehen und zu einem klaren Überblick zu kommen über das Netz der unzählbaren Wasserstraßen. Doch sie sind alle versteckt und zugedeckt vom Gewoge der Dächer. Selbst die breite Spur des Canal Grande verflüchtigt sich. Doch es bleibt noch genug des Großen und Bewundernswerten. Raum hörbar schlagen noch ein paar Klänge der Musikapellen herauf, die unten in den Cafés des Markusplatzes spielen. Sie sind wie ohnmächtige Versuche winziger Menschlein im Vergleich zu den Akorden, die aus der Glockenstube mit den brausenden Winden über der Stadt verflingen.

Diesen Blick vom Campanile nahmen wir auf die Rückfahrt als letzten Gruß Benedigs. Wir wußten nicht, wie es geschehen: es war schon Abend geworden. Noch einmal gab's eine kostliche Fahrt durch den breiten Kanal. Dann standen wir am Wagen und stiegen ein. Es ging zurück durch wohlbekanntes Land, nach Padua und Vicenza. Dann aber setzten wir den Weg durch

die Ebene fort und grüßten die Berge, die wir am Morgen überquert hatten, nur von weitem. So kam ich unverhofft noch einmal nach Verona. Es dämmerte. Ein rötlicher Schimmer lag auf der Arena. Was vor kaum einer Woche mit dem Reiz der Neuheit mich bezaubert hatte, war schon Erinnerung geworden, die Piazza Erbe, die Scaliger-Gräber und mancher ehrwürdige Palazzo. Es tat wohl, noch ein paar Schritte zu machen, bevor wir das letzte Stück unserer Route unter die Räder nahmen. Dann fiel die Nacht ein. Aber noch lange waren Weg und Steg gut zu erkennen. Die Straßen wurden leer, ein gutes Tempo durfte innegehalten werden. Nun fuhr ich auch diese Strecke zum zweiten Mal. Es ging nach Peschiera und dann dem Gardasee entlang. Er rührte sich kaum. Mit ernster Miene lag er

da. Nur selten einmal blitzte von drüben ein Licht auf. Ein Auto verschlüpfte sich in einen Tunnel. Als die Ufer immer näher zusammenrückten, wußte ich: das Ziel wird nicht mehr weit sein. Malcesine! Die Burg! Prächtig, die geheimnisvollen Umrisse in der Nacht. Immer steiler wurden die Ufer, immer näher rückten die Felsabstürze ans Wasser. Jetzt folgten die Galerien, die romantischen Zeugen vor Torbole. Und Torbole, war es nicht so viel wie das erste Willkommen des nördlichen Benacus? Es galt noch, den fürwitzigen Zipfel des Monte Brione zu überwinden, und Riva war erreicht, der Kreis geschlossen.

Wahrlich ein Tag, der uns viel, unendlich viel beschert und manches mehr als er versprochen hatte!

Venedig.

Hier seht ihr freilich keine grünen Auen
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden,
Doch was ihr saht an blumigen Gestaden,
Vergeßt ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.

Die sternige Nacht beginnt gemach zu tauen,
Um auf den Markus alles einzuladen:
Da sitzen unter herrlichen Arkaden
In langen Reihen Venedigs schönste Frauen.

Doch auf des Platzes Mitte treibt geschwinde,
Wie Canaletto das versucht zu malen,
Sich Schar an Schar, Musik verhaucht gelinde.
Indessen wehn auf ehernen Piedestalen
Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme strahlen.

Platen.

Ausklang am Rhein.

Eine Johannes Brahms-Skizze von Stephan Georgi.

Der Nachzug fuhr dem Rhein entgegen. In unruhigem Halbschlaf saßen die Fahrgäste im Polster; in der Ecke ein breitschultrig unterseßter Mann, dem ein grauer Vollbart breit auf die Brust wallte, langes Haar in den Nacken fiel. Bei jedem Halten des Zuges fuhr er auf, blinzelte mit übermüdeten Augen kurzstichtig zum Fenster hinaus, um die Station zu erforschen, nahm mit kummervollem Seufzer wieder Platz. Wie langsam rollten die Räder! An dreißig Stunden saß er nun schon in der Bahn. Gleich nach dem Eintreffen der Trauerbotschaft war er aus Ischl aufgebrochen, hatte in überstürzter Hast den falschen Zug bestiegen, eine Irrfahrt unternommen, die viel Zeitverlust bedeutete. Würde er nun noch zureckkommen?

Als der Zug Bonn erreichte, läuteten die Glocken zum 1896er Pfingstfest. Sie schwangen ihre ehernen Klänge übers Land, hinaus zum Rhein und hinüber zum Friedhof, wo man Klara

Schumann, die weltberühmte Pianistin, begrub. Der Graubärtige umging die vielföpfige Trauergemeinde, betrat unbemerkt die Kapelle, verbarg sich hinter Palmen und Kränzen. Er mochte jetzt niemand sehen, niemand sprechen, wollte in abschiedsschwerem Gedanken allein sein mit der Toten, der seine Gedanken ein ganzes Leben hindurch gehört hatten.

Erst als der Pfarrer seine Trostrede beendet hatte, der fromme Chor verklungen war und die Bahre aus der Kapelle getragen würde, verließ er sein Versteck und trat zu den anderen.

„Brahms! Johannes Brahms ist da!“ ging es durch die Reihen der Trauernden. Man überließ ihm in respektvoller Teilnahme den Platz an der Spitze der von überallher herbeigeeilten Freunde; dann ging es zum Grabe, der Sarg senkte sich in die Gruft, vereinte Klara Schumann mit ihrem schon lange hier ruhenden Gatten Robert Schumann.